

**PREIS FÜR SCHAUSPIELKUNST**  
**MARIA FURTWÄNGLER** LAUDATIO DR. MICHAEL KÖTZ



Meine Damen und Herren, es ist ja alles ganz einfach: der Dirigent Wilhelm Furtwängler, 1954 verstorben und übrigens in Heidelberg begraben, der hatte einen Bruder, der hieß Walter und der wiederum hatte einen Sohn, den er Bernhard Furtwängler nannte und der Architekt wurde und dann eine Schauspielerin kennenlernte mit Namen Kathrin Ackermann. Drei Kinder entstanden in dieser Ehe, eines davon nannten sie Maria. Und die sitzt jetzt hier vorne bei Ihnen und fragt sich gerade, was das bei diesem Anfang hier noch werden soll heute Abend...

Furtwängler! Es gibt eben wenige Dynastien in Deutschland mit so einem so schön nach Kultur klingenden Namen! Ich stelle mir das allerdings durchaus auch als eine Erblast vor. Wobei die Last noch ein bisschen ergänzt wird dadurch, dass die Mutter Schauspielerin ist, was ja regelmäßig zur Folge hat, dass die Töchter gar nicht anders können als zum Beispiel dann mit sieben Jahren auch schon mal vor einer Kamera zu stehen. „Zum Abschied Chrysanthemen“, hieß der Film, der der allererste Film von Maria Furtwängler wurde, und Regie führte dabei, Sie werden es jetzt nicht gleich glauben: ein gewisser Florian Furtwängler, der hier also seine siebenjährige Nichte zum Einsatz brachte. Dieser Florian Furtwängler war übrigens auch einer derer, die in München den legendären Filmverlag der Autoren mit gegründet haben, mit Peter Lilienthal, Hark Bohm, Geissendörfer und anderen. Aber nicht nur das, als er noch jünger war und in den 70er Jahren Kunstgeschichte studierte in München, da hatte er einen Kommilitonen und der hieß Hubert, und Sie haben es richtig erraten: Hubert Burda. Das sagt jetzt aber noch gar nichts, denn das kommt später. Wie ich in der BILD-Zeitung überhaupt gelernt habe, dass es so einfach auch wieder nicht ist. Denn gewissermaßen der Stammvater, der besagte Dirigent Wilhelm Furtwängler, der hat 1943 eine Elisabeth geheiratet, die mit vier Kindern zur Kriegswitwe geworden war – und eines dieser vier Kinder, also seine Stieftochter, das war die Kathrin, Kathrin Ackermann, die Mutter von Maria Furtwängler. Womit Maria Furtwängler somit gar nicht mit dem Dirigenten blutsverwandt wäre, wenn nicht, ja wenn nicht Marias Vater denn doch wieder ein echter Furtwängler wäre, nämlich eben Bernhard, der Sohn vom Bruder vom Dirigenten. Jetzt wissen Sie Bescheid, oder? Und stecken mitten drin in einer deutschen Familiengeschichte.

Wir stellen uns Maria jetzt mal vor, die 20-jährige Maria Furtwängler, irgendwo im schönen München. Sie hat einen erfolgreichen Architekten zum Vater, dessen Onkel der berühmte Furtwängler war und eine erfolgreiche Schauspielerin zur Mutter und die gibt ihr schon mal Schauspielunterricht daheim. Was macht Maria damit? Sie macht Abitur und dann zischt sie ab nach Montpellier. Und was macht sie dort in Südfrankreich? Doch nicht etwa Haschisch rauchen? Wo sie doch dem „Stern“ erzählt hat, Mama hätte auch schon ein paar Pflanzen im Garten gehabt...Was uns jetzt bei dieser wunderbaren Mama nicht wundert. Wobei ich das jetzt nur erzähle, damit Sie sich das Ganze nicht allzu ordentlich vorstellen. Im Prinzip ist die Tochter aber fleißig, studiert dort Medizin, kommt wieder zurück nach München und promoviert, wird eine regulär praktizierende Ärztin. „Fast hätten wir sie für immer an die Medizin verloren“ schreibt „Gala“.

Aber die Sache ist noch mal gutgegangen! Denn Maria Furtwängler hatte schon Feuer gefangen, schon über längere Zeit vor einer Kamera gestanden. Sie hatte die Tochter in der Familie Behringer gespielt, Maria Schell ist hier in ihrer letzten großen Rolle die Mutter.

„Die glückliche Familie“ hieß das Ding am Ende der 80er Jahre, mittwochs im Vorprogramm der ARD, stolze 52 Teile lang. Es muss da schon fast so etwas wie Trotz gewesen sein, sich dennoch dann für das Studium der Medizin zu entscheiden, nicht nur gegen Mama, sondern auch schon gegen die ersten Autogrammkarten, die sie sicherlich mit Stolz unterschrieben hat.

15 Jahre später ist Maria Furtwängler also Ärztin im wirklichen Leben – aber eben doch manchmal auch vor der Kamera, als Frau Dr. Weiß in der Krankenhausserie „Hallo Onkel Doc!“ Sie kann es sozusagen nicht lassen, auch wenn es meist nur kleinere Auftritte in Fernsehserien sind, die man ihr gibt in den 90er-Jahren. Und noch etwas anderes war ihr jetzt wichtig geworden, versuchsweise heimlich. Aber sie ist erwischt worden dabei, erwischt worden von Mama, weil deren Freundin sie in New York zufällig gesehen hat – also alles wie im wirklichen Leben – nämlich Arm in Arm mit einem Mann, der allerdings doppelt so alt ist wie sie. Mama fand das überhaupt nicht gut. Zumal sie den Mann kannte und dachte, „wie kann der nur! Ausgerechnet meine Tochter.“ Aber offenbar wollte die Tochter das so – und will es bis heute. Hubert Burda, 1940 in Heidelberg geboren, wollte als Verlegersohn trotzdem eigentlich Künstler werden, durfte dann wenigstens auf Kunstgeschichte ausweichen, übernahm nach dessen Tod den Verlag des Vaters und schritt zur Tat, von „Twen“ über „Superillu“ bis hin zur Gründung des Focus-Magazins. Die beiden heiraten vor heute gut 25 Jahren, zwei Kinder kommen zur Welt und wollen groß gezogen werden. Auch das kostet Zeit. Außerdem sucht Maria Furtwängler, so vermute ich es jedenfalls.

Sie sucht nach irgend etwas zwischen all dem guten, sagen wir ruhig luxuriösen Leben, das sie hat, so als Verlegergattin, und dem, was sie eigentlich wollte als sie in eigenem Entschluss damals Ärztin wurde, dann Mutter zweier Kinder und immer wieder auch Schauspielerin in Serien und kleineren Filmen. Sie sucht nach dem Eigenen. So wie wir alle suchen. Da hilft kein Reichtum und auch kein großer Name. Bei diesem Suchen sind wir buchstäblich auf uns selbst geworfen. Und das beginnt immer mit der Frage, was das denn sein soll, dieses Selbst.

Die Kunst des Schauspielens ist die Kunst, mit der eigenen Person, selbstvergessen aber doch ganz nah am eigenen Charakter, trotzdem eine fremde Person zu sein, die Andere im Eigenen, das Eigene im Andern. Die Kunst des Schauspielens bedarf eines ganz bestimmten Selbstbewusstseins. Es ist keineswegs jenes, das man landläufig so bezeichnen würde, insofern jemand laut und fröhlich und sich offenbar problemlos bejahend auftritt, selbstbewusst eben, wie man so sagt. Nein, dieses ungleich feinere und intimere, auch genauere Selbstbewusstsein weiß so viel von der eigenen Zerbrechlichkeit, dass es diese gleich mitspielen kann, wenn eine andere, eine gespielte Person, glaubhaft sein soll. Eine seltsame Kunst, die Kunst des Schauspielens, dieses Daseins als Schau. Stellt man sich dazu die Salons des guten Benehmens einflußreicher Leute vor, so mag man einen Teil dieses Schauspielens schon vor sich sehen – und Maria Furtwängler wird seit Jahrzehnten genug Gelegenheit gehabt haben, dies zu üben und zu sein. Aber vom Schauspiel als Kunst trennt dieses Zur-Schau-Stellen einer gewissen Erhabenheit noch Welten. Es sind die Welten der Glaubwürdigkeit, der Echtheit. Im Gegenteil: wenn man sich in den sogenannten besseren Kreisen bewegt, so lernt man rasch, das Blenden vom Sein zu unterscheiden, die höflichen Worten von den herzlichen, die Gesten von den Wahrheiten. Man wird vielleicht sogar geradezu süchtig nach dem Authentischen, das Sie, sagen wir auf einer Baustelle, in der alle gerade im Regen stehen, problemlos finden können, hier aber nicht ganz so einfach. Man sucht nach Menschen. Sie werden heute Abend einen Film sehen, der genau dies mit großer Meisterschaft präsentiert und der mir jedenfalls geradezu schlagartig klar gemacht hat, welche überragende, ja wirklich großartige Schauspielerin Maria Furtwängler ist. Aber diesen Fähigkeiten voraus geht ihr Wunsch, erst einmal mit ebenso großer Wahrhaftigkeit sich dem wirklichen Leben zu widmen. Dem

Leben und dem Tod, dem Elend, dem manche nur mit knappster Not entkommen, der unendlichen Hilfsbedürftigkeit der Menschen, weit ab und weit weg von allem Glanz der Salons und Suiten in den vornehmen Hotels. Maria Furtwängler sucht und findet es, greift danach mit allen Mitteln, die ihr das eigene komfortable Leben zur Verfügung stellt. Sie wird die Gründerin eines Hauses zum Schutz von Mädchen und Frauen vor der Prostitution auf den Philippinen, nachdem sie sich dort als Ärztin um Straßenkinder gekümmert hatte, unterstützt außerdem als Präsidentin des Kuratoriums die "German Doctors". Maria Furtwängler sitzt auch mit ihrem Mann im Stiftungsrat der Hubert-Burda-Stiftung, die sich in Wissenschaft und Kunst aber auch bei der Völkerverständigung engagiert. Und die darin integrierte Felix-Burda-Stiftung widmet sich der Gesundheitsvorsorge, insbesondere bei Darmkrebs, der in so großem Ausmaß von der Früherkennung abhängt – und an dem Maria Furtwänglers Stiefsohn, der Sohn ihres Mannes aus erster Ehe, gestorben war.

Die Redakteure des Fernsehmagazin „Brisant“ des MDR sind die ersten, die Maria Furtwängler dafür auszeichnen, im Jahr 2001, „für ihr soziales Engagement in der Dritten Welt“ und damit öffentlich darauf hinweist, dass diese Maria Furtwängler noch etwa anderes macht als das Schauspielen. 2003 wird sie für ihr soziale Engagement bei „German Doctors“ das Bundesverdienstkreuz erhalten. Maria Furtwängler lebt sie intensiv, diese Parallelwelt zu der des Films.

Dann, am 7. April 2002 erscheint Maria Furtwängler zum ersten Mal in einer Rolle im deutschen Fernsehen, die sie schlagartig endgültig bekannt macht bei Millionen. Es war die Tatortfolge 496 und es war ihr erster Fall. Sie musste herausfinden, wer die Lastrumer Keksmischung vergiftet hat in diesem hübschen Dörfchen in Niedersachsen. Maria Furtwängler verwandelte sich dazu in Charlotte Lindholm – und das in nunmehr 23 Folgen. Immer mit der Umhängetasche über der Schulter, ab und zu einem großen Hut, ab und zu einer ironischen Bemerkung, besonders in Richtung ihrer jeweils mehr oder weniger klugen, lokalen Hilfskräfte bei der Aufklärung der Verbrechen. Die Fälle führen diese Charlotte Lindholm kreuz und quer durch Niedersachsen, den Innendienst mag sie eh nicht. Sie will raus und sie will die Dinge im Griff haben. Dabei steht sie in dieser norddeutschen Landschaft, als wäre sie nie woanders gewesen, blond und groß wie die eben sind in Hannover an der Leine. Erzählt wird, dass die Ehe dieser Lindholm nicht lange gehalten habe, dass sie es vorzieht mit einem Mann zusammen zu wohnen – ironischerweise schreibt der Kriminalromane – mit dem sie angeblich keine Beziehung hat, ihn aber doch privat beständig braucht, ebenso wie sie ihre Mutter braucht, und sei es zur Pflege des Kindes, dass ihr eine Affäre in Spanien einbringt. Die Mutter ist übrigens wirklich die Mutter, nämlich Kathrin Ackermann und Maria Furtwängler ist auch ein bisschen wirklich diese Charlotte Lindholm oder sorgt doch jedenfalls dafür, indem sie sich einmischt in das Charakterbild dieser Tatort-Kommissarin. Es scheint ihr Spaß zu machen, diese Charlotte sein zu können in über 20 Varianten von Geschichten quer durchs niedersächsische Terrain. Wie, als wäre es doch mindestens ihre Schwester, die sie verdammt gut kennt schon aus Kindheitstagen, spielt Maria Furtwängler ihre Charlotte Lindholm ins Herz der Zuschauer. Sie bestätigt nebenbei das Grundkonzept der Tatortreihe seit ihrer Gründung durch Gunter Witte beim WDR im Jahr 1970, nämlich mit den quer durchs Land aufscheinenden gesellschaftlichen Milieus auch ein Porträt Deutschlands zu sein, immer aber hautnah am Zeitgeist der Probleme. Und so wie Götz George beispielsweise als das Arbeiterkind Schimanski den Ruhrpott zum Leben brachte oder Ivo Batic und Franz Leitmayr die Münchner Szene, so repräsentiert die kühle, manchmal unnahbare Lindholm heute das Norddeutsche an sich.

2007 wird sie für ihre Darstellung der Charlotte Lindholm in der 9. und 10. Folge, „Pauline“ und „Das namenlose Mädchen“ den „Deutschen Fernsehpreis“ als Beste Schauspielerin des Jahres erhalten, 2008 die „Goldene Kamera“ als Beste Fernsehkommissarin. Ein Jahr später gibt es noch einen Preis für die Rolle der Charlotte Lindholm, diesmal in Österreich, den Fernsehpreis Romy.

Die Jahre sind eine erste Erntezeit für Maria Furtwängler, denn 2008 gibt es gleich noch

zwei weitere Preise, jetzt aber für einen einzelnen Film: den Publikumspreis des „Diva Award“ in München und den „Jupiter Award“, beide für ihre Hauptrolle in dem zweiteiligen Fernsehfilm „Die Flucht“ in der Regie von Kai Wessel und nach dem Drehbuch von Gabriela Sperl, einer Ufa-Produktion unter der Leitung von Joachim Kosack. Sie ist Lena, Gräfin von Mahlenberg zu Ostpreußen während im Hintergrund schon die Flüchtlingstrecken aus dem Memelland vorbeiziehen, aber an ein Aufgeben so wenig zu denken ist wie an eine Affäre mit diesem netten französischen Kriegsgefangenen, bis die Verhältnisse diese Lena dann aber zur mutigen Treckführerin bis nach Oberbayern machen und sie grundsätzlich in ihrem Weltbild verändern. Wirklich beeindruckend und brillant, wie Maria Furtwängler dieser Gräfin aus Ostpreußen zu Leben verhilft, zu einer Kristallisationsfigur dieser Zeiten der Vertreibung und Flucht wird. Der Zweiteiler erhält auch den Publikumspreis für das Fernsehereignis des Jahres. Und die Kritik im „Spiegel“, dass der Film „ungebrochen der vordemokratischen Attitüde des ostpreußischen Landadels huldige“ war deshalb so dämlich, weil genau das ja das Verdienst des Films und seiner Darsteller war, nämlich dem Zuschauer ein eigenes Urteil zuzutrauen und es nicht gleich schon in die Geschichte hinein zu schreiben.

In einer ungewöhnlichen Mischung aus Western und Heimatfilm erscheint Maria Furtwängler dann ganz und gar unadelig im Melodram von Rosenmüller „Räuber Kneißl“ an der Seite von Maximilian Brückner und schließlich in der Hauptrolle des Fernsehehrteilers „Schicksalsjahre“ nach einem Buch von Uwe-Karsten Heye, ja, dem ehemaligen Sprecher von Willy Brandt und Gerhard Schröder. Hier spielt Maria Furtwängler die Mutter dieser Lebenserinnerungen von Heye, die Musikerin Ursula, die ihren Mann im Krieg verliert, in Danzig lebt, nach der Flucht in Rostock hängenbleibt, in der DDR leben muss, die sie hasst und schließlich mit den Kindern in den Westen flieht, das Porträt einer Frau, deren Lebensmut durch alle Verhältnisse hindurch für den aufrechten Gang sorgt, den man Maria Furtwängler ohnehin problemlos zutraut.

Und dann sind wir im Jahr 2014/15 und Maria Furtwängler übernimmt die Rolle der Entwicklungshelferin Dorothea nach dem Drehbuch und unter der Regie von Isabelle Stever. Ich glaube, es war ihr allererster Film, den wir 1997 gezeigt haben, vor schlappen 20 Jahren, in Mannheim-Heidelberg: „Requiem für etwas, das sehr klein ist“. Der war auch schon gut, aber dieser hier ist etwas, das sehr groß ist! Herzlich Willkommen Isabelle Stever!

„So haben wir die Furtwängler ja noch nie gesehen“, schreibt die Bild-Zeitung. Und warum schreibt sie das? Weil jeder Schauspieler immer auch ein Bild von sich abgibt, wie führende Politiker auch, das einem so plausibel erscheint, und von Fakten genährt wird, dass man sich kaum noch vorstellen kann, dass dieser Mensch noch etwas anderes sein kann. Maria Furtwängler wird in dem Film, den wir Ihnen nur zu gerne heute Abend als Meister- und Musterexemplar ihrer Schauspielkunst zeigen, zu einer Frau, die beides ist: sowohl – wenn Sie so wollen – die Furtwängler, wie man sie sich so vorstellt, also elegant, bourgeois, vom Bewusstsein getragen, ohne jede Frage zu den besseren Kreisen zu gehören, in denen man so schnell auf niemanden hören muss. Aber eben zugleich ist sie auch eine Frau, deren Wesen man in denselben Kreisen mit größter Sorgfalt bis hin zur Klagedrohung der Anwälte verstecken und verheimlichen würde: eine Alkoholikerin, drogenabhängig außerdem, die zynisch und verzweifelt nach irgendeinem Sinn im Leben sucht und der man in ihrer Lage buchstäblich alles zutraut, mindestens aber, dass sie so einen gut gebauten jungen Liebhaber hat, allerdings einen, der sich schamlos dabei fröhlich selbst bedient. Also eigentlich keinen. Ich werde Ihnen aber die Geschichte dieses Films von der Dame von Welt in den Hotelsuiten im Krisengebiet nicht erzählen, das macht ja der Film. Aber ich werde Ihnen sagen, warum die darstellerische Leistung von Maria Furtwängler hier einen absoluten Höhepunkt ihres bisherigen Wirkens findet: wie in einer wunderbaren Conclusio vereinigen sich nämlich in dieser Rolle die Lebenswege der Maria Furtwängler,

die eine Ärztin wurde, um für Menschen da zu sein, die sich nicht selber helfen können, die sich immer eines erhabenen familiären Hintergrundes sicher sein konnte, die gelernt hat, selbst in eigenen biografischen Tiefschlägen, eine gewisse Haltung zu bewahren und die zugleich, und vielleicht war das die Mama, auch ein intimes und ganz und gar ehrliches Verhältnis zur Wahrheit der eigenen Person hat, zu dem, was wir alle haben, aber uns nicht immer klar machen: der Last des Man-Selbst-Sein-Müssens. Vielleicht hat sie deshalb zwei Jahre gebraucht, bis sie Ja gesagt hat zu dieser Rolle, in der sie so wenig sein kann, was sie ansonsten und bekanntermaßen ist. Und sie erzählt, es hätten ihr auch alle davon abgeraten. Aber auf die hat sie am Ende ungefähr so wenig gehört wie es die Figur tun würde, die sie hier spielt. Ein Lob der Regisseurin, die so beharrlich war. Entscheidend begünstigt wird die Qualität des Films durch ein dramaturgisches Grundgebäude. Und als ich darüber staunend bei der Sichtung des Films in den Unterlagen blätterte, da hab ich auch entdeckt, woran das bestimmt auch liegt. Denn ein guter alter Bekannter und großartiger Künstler, hat sie entworfen – Harun Farocki. Ein Gruß in den Himmel an Dich! Ein wunderbar ausgefeiltes, bis in die Dialoge hinein absolut stimmiges Drehbuch und eine wirklich gelungene Regie von Isabelle Stever kommen natürlich entscheidend hinzu. Aber ohne die Dame im Mittelpunkt, wäre es nichts geworden. Selten habe ich das Zugleich von Macht und Ohnmacht so meisterhaft in den Gesichtszügen und den fahrigen und doch entschlossenen Bewegungen des Körpers gesehen wie hier. Es gab für uns nach der Sichtung dieses Filmes kein Zögern mehr. Es wird weitere Preise geben für diese Maria Furtwängler, und man wird ihr jetzt Rollen anbieten, die ihr Vergleichbares abverlangen, da ich bin mir sicher, aber wir sind stolz ihr heute Abend schon einmal unseren Preis zu überreichen – hier, auf der Insel im Rhein – den Preis für Schauspielkunst 2016!